

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1924**

274 (22.11.1924) Wissenschaft und Bildung

# Wissenschaft und Bildung

## Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 22. November 1924

### Friedrich der Große als Mensch

Von Dr. Hans Benzmann

Henri de Catt, der Gesellschafter Friedrichs des Großen während schwerster Kriegsjahre, der Schlachtenjahre von Olmütz, Borndorf, Hochkirch und Kunersdorf, hat über diese Zeit (1758—60) ein Tagebuch<sup>\*)</sup> geführt, dessen besonderer Wert darin zu finden ist, daß in diesen Aufzeichnungen sich jene Einheit von Genie, Persönlichkeit und Menschentum in widerspruchloser Geschlossenheit offenbart. Es erscheint ganz neu, ganz merkwürdig frisch lebendig und vertraut, überraschend erfreulich und liebenswürdig: dieses reine Menschentum Friedrichs. Da ist keine Starrheit, kein rauhes Soldatentum, kein überlegenes Genietum, nichts Abweisendes — da sind lauter Menschlichkeiten in Gewohnheiten und Verkehr, in Aufzügen, im Gespräch, — Menschlichkeiten und traute Gewohnheiten mitten im Feldlager, nach gewaltigen Siegen, nach schweren Niederlagen, — ein natürlicher, selbstverständlicher Ausgleich der tragischen Begebenheiten und des doch an die Stunde gebundenen menschlichen Daseins. Verständlich wird nun das große Symbol des Philosophen von Sanssouci und das andere vom alten Fritz, und doch versinken sie fast im Nebel des Abstrakten bei dieser unergreiflich sympathischen menschlichen Färbung und Haltung, die doch ganz gewiß weniger ist als dies, als Gebärde, als Maske, die vielmehr ganz gewiß reinstes Menschentum ist und hier in unmittelbarer Natürlichkeit sich gibt.

Wir müssen diesen Aufzeichnungen in der Tat dankbar sein: denn nirgends erscheint uns Friedrich getreuer, unmittelbarer und frischer als hier. Ganz aus seiner Seele heraus verstehen wir nun sein unvergleichliches, gemessenes, aber unheimliches Königtum, sein Schicksal, das an oft unmenschliche Herrscherpflichten gekettet war, denen zeitweise alles geopfert werden mußte, und sein geniales Menschentum, das aus Nichtgefühl weniger aus Erkenntnis des wahrhaft Notwendigen und aus härtestem unbeugsamem Schöpferwillen sich ergab. Er schuf sich selbst um und wieder um, und war in dieser verblüffenden Vielseitigkeit doch gerade der Eine im Wesen und Wirkung. Entgegen seinen Neigungen, entgegen seiner unfriederischen Gesinnung ist sein Hauptwerk im ersten Jahr seiner Regierung ein selbstgewollter Krieg, und mit dem Krieg wird er ganz Kriegsmann, ganz Feldherr — und bleibt immer doch, der er war, ein geistigen und seelischen Bedürfnissen sich in jeder Lebenslage hingebender Mensch.

Es ist merkwürdig, daß die Tagebücher des Henri de Catt nicht längst in authentischer Form der Öffentlichkeit übergeben worden sind. Nach Heise liegt dies einmal an der schweren Zugänglichkeit, dann an dem Odium der Unglaubwürdigkeit, das ihnen lange Zeit anhaftete; das aber nur für die spätere Bearbeitung der Memoiren, nicht für die Tagebuchblätter berechtigt ist. Erst 1884 veröffentlichte Koser die sehr ungeordneten und ganz verschiedenartig überarbeiteten Manuskripte in zusammenhängender Form im französischen Originaltext, und die vorliegende Ausgabe bringt die erste deutsche Übersetzung. Henri de Catt, ein Schweizer von Geburt, war allerdings ein ehrgeiziger und engherziger Bedant, ein Günstling, der in Ungnade fiel, ein verbitterter Hofmann von zweifelhaftem Charakter, der nach Friedrichs Tode aus flüchtigen Aufzeichnungen, die fast 30 Jahre

zurücklagen, und aus tausend trüben Quellen ein Memoirenwerk zusammenschrieb, das bei aller Verehrung Friedrichs vor allem den Zweck verfolgte, sich selbst in effektvolles Licht zu rücken. Sicher ist, daß er im Jahre 1780 aus nicht ganz geklärten Gründen des Königs Gunst verlor. Sicher ist aber auch, daß er im Jahre 1758, als er jung und in ehrlicher Begeisterung, sorgfältig literarisch gebildet, während des Siebenjährigen Krieges, als des Königs Gesellschafter ins Hauptquartier berufen wurde, Friedrichs unbeschränktes Vertrauen besessen und verdient hat. Koser nennt die Tagebücher, „höllig unverdächtige Zeugnisse des Zaubers, mit dem die Persönlichkeit des Königs in ihrer Größe und zugleich in ihrer Liebendwürdigkeit den jugendlichen Begleiter gefangen nahm.“

In einem trockenen Tatsachenstil hat Catt seine Aufzeichnungen niedergeschrieben, wie er es erlebte, knapp, unmittelbar, impressionistisch, anschaulich, unretouchiert. Friedrich unterhält sich mit ihm über verlorene Schlachten, erinnert sich, prüft, verbessert und gibt ihm die reichvollsten Einzelheiten. Aber fast immer springt er auf literarische Gespräche, für die er Catt vor allem zu sich gerufen hat. „Er sprach von den Russen und über Gedichte.“ Charakteristische Eintragungen ähnlicher Art finden sich häufig. „Die Österreicher haben ausgesprengt, daß ich den Krieg liebe. Das ist ganz falsch. Ein schönes Vergnügen! Was meinen Sie?“ Und dann atmet er auf beim Vorlesen seiner Lieblingsdichter oder bei der feingeschliffenen Dialektik seiner eigenen kritischen Bemerkungen. Weniger das, was Friedrich liebt und liebt, als seine glänzende Begabung, das Gelesene zu beherrschen und auszuwerten, seine meist philosophischen Betrachtungen immer scharfsinnig daran zu knüpfen, fesselt in de Catts Berichten. Charakteristisch sind z. B. folgende Notizen:

„Am 14. (April 1758) ging ich um halb 8 Uhr hin und kam um 9 Uhr zurück. Als der König eintrat, sagte er: „Ich lese Racine, das ist mein Lieblingsdichter. Soll ich Ihnen etwas aus einer Tragödie vorspielen? Kommen Sie, wir wollen uns ans Feuer setzen!“ Er las die ganze „Iphigénie en Aulis“, deklamierte mit großer Kunst, wählte verschiedene Stellen auswendig und brachte, wie mir schien, alles zur richtigen Wirkung. Wir knüpften ein paar Bemerkungen daran, und zum Schluß sagte er: „Damit wären wir fertig. Ich habe mein Abendessen wohlverdient. Guten Abend!“

Am 16. kam ich um halb 8. Wir sprachen über Lissa. Der König erklärte mir die Schwankungen, die er für einen Flankenangriff gemacht hatte. Sie waren meisterhaft ausgeführt worden. Dann kam das Gespräch auf die Schlacht von Hochkirch, von der der König meinte, die Aufstellung der Kavallerie im Zentrum sei ein Fehler gewesen. Er hatte das Schlachtfeld gesehen und genau studiert.

Später äußerte ich einige Bedenken über Racines Iphigénie. Der König ließ einige gelten, meinte aber: „Man muß die Sachen nicht so sehr zerpfücken, das verdirbt den Genuß. Soll ich Ihnen noch ein Stück vorlesen? Aber nach jedem Akt nehmen wir eine Pause!“ Es war Raedra; der König wählte mehrfach Stellen auswendig. Als er beim dritten Akt war, kam die Nachricht von der Kapitulation von Schweidnitz. Der König fragte den Adjutanten aus; er sprach von Verdun und litt anscheinlich bei jeder Beschreibung.“

Am liebsten spricht der König über seine eigenen französischen Gedichte, Oden usw. und über das französische

Drama, besonders zahlreich sind die Notizen über Voltaire, den der König liebt und haßt. Auch über lateinische Klassiker, über Plutarch, Seneca, Lukrez wird viel gesprochen, und dies alles immer wieder mitten im Trubel des Feldlagers, nach Schlachten, Erkundungsritten, in schlechten Quartieren usw. Oft äußert sich der König in freimütiger Weise über religiöse Fragen:

„Ich las aus Seneca. Es ist das einzige Buch, sagte er, das mich tröstet, wenn ich Kummer habe. Sollten Sie dabei sein, wenn ich sterbe, werden Sie sehen, daß ich ruhig davongehle: denn ich glaube, daß nach dem Tode alles zu Ende ist.“

„Ich sehe überall Schwierigkeiten“, sagte der König, „man muß mit seinem Urteil zurückhalten.“ Gaben wir einen freien Willen, so weiß Gott nicht alles; sind wir unfrei, so gibt es keine Tugenden und Laster.“

Der König las die ganzen „Gedanken“ von Pascal und die Kritik und sagte sein Urteil über die beiden. Wir sprachen über Metaphysik; er blieb dabei, daß Gott die Art erhalte, nicht das Individuum. Ich bestritt es. „Wie eitel sind Sie“, sagte er, „Sie glauben, daß Gott sich um Sie kümmert. Er kümmert sich nicht im geringsten um Sie und um mich. Ich bete so: Mein Gott, wenn du wirklich existierst, sei meiner Seele gnädig, nämlich wenn ich eine habe. — Nun gehen Sie zu Bett und schlafen Sie. Das ist etwas, worin Sie sich üben können.“

Dt ist es, als ob der König nach verlorener Schlacht seine Fassung verliere, er bedarf dann mehrerer Tage, um sich wiederzufinden. In ergreifender Weise schildert Catt zum Beispiel des Königs Stimmung nach der Niederlage bei Hochkirch:

Am 3 Uhr kam ich zum König. Er sprach über das Glück, er habe seit seiner frühesten Kindheit keins mehr gekannt. Er führte die Worte Agammemnon an: „Glücklich, wer fern der Welt lebt in einem bescheidenen Stand.“ Ich sagte, nach meiner Meinung sei das Glück überall gleich verteilt, aber man könne es nur durch Weisheit genießen. „Es gibt zu viel Trauriges. Die Gefallenen: Marschall Keith, Zell, Geist. Die verlorene Schlacht. — Aber possum fini e tragoediam, wenn ich will.“ Ich sah ihn in kleinmütiger Stimmung. „Finden Sie es nicht seltsam, daß ich in so vielen Schlachten nie getroffen worden bin?“ Man berichtete dem König, daß ein Dorf in Flammen stünde. Es war ein schrecklicher Anblick. Man hörte das Geschrei von Menschen und Vieh. Ich kam wieder zurück. „Ich will versuchen zu schlafen, aber es wird nicht möglich sein. Ich werde bald leben. In zwei Tagen haben Sie die Antwort von Wien, und dann werden Sie handeln.“

„17. (Oktober 1758) Morgens befohlen. Ich fand den König traurig mit Tränen in den Augen. „Hier sehen Sie, lesen Sie! Bin ich nicht wirklich unglücklich?“ — Ich war ganz ergriffen, den Fürsten in solchem Kummer zu sehen. Er gab mir Einblick in ein ergreifendes Schreiben an den Marquis, das er im vorigen Jahr in Erfurt über folgenden Punkt verfaßt hatte: „Ob man sich nicht in seinem Unglück selbst den Tod geben kann?“

Daß die Tagebücher nebenbei über den Krieg selbst, über die preussische Armee, ihre Führer, einzelne Regimenter usw. eine Fülle interessanter, ja intimer Mitteilungen enthalten, geht aus den Zitaten bereits hervor. Dunkler und zusammenhangloser wird das Tagebuch in den späteren Teilen. Zur Interpretation schwieriger Stellen wird auf Koser's Einleitung und seine ausführlichen Bemerkungen zu seiner Ausgabe der französischen Texte hingewiesen.

### Literaturbriefe VI

Von Curt Muend

Klima, geographische Lage und Ernährungsweise sind es, die mit ihrer Verschiedenartigkeit auch die Verschiedenartigkeit dessen bedingen, was wir Rasse nennen. Nicht die Vererbungstheorie vermag das Problem der Rasse zu erklären. Denn es hat sich neuerdings bei genauen Blutuntersuchungen gezeigt, daß das Blut eines etwa von englischen Eltern abstammenden jungen Mannes nach und nach die Beschaffenheit und Zusammensetzung annimmt, die für das Blut der Menschen seines neuen Adoptivheimatlandes charakteristisch sind. Das andersgeartete Klima (im weitesten Sinne dieses Wortes) und die andersgeartete Ernährungsweise müssen es also sein, die nach einer ganz bestimmten Richtung hin rasenbildend wirken.

Hinzu kämen dann noch äußere Lebensumstände und gewisse Tendenzen der Moral und Erziehung, wie sie nun einmal einem jeden Volk besonders eigen sind. Aber es ist anzunehmen, daß auch diese beiden letzteren Momente, äußere Lebensumstände und moralische Erziehung, im Tiefsten ebenfalls vom Klima und der Ernährungsweise bestimmt werden. Erforscht sind diese Dinge noch nicht genügend. Und das ist sehr gut so. Denn so werden auch unsere Enkel und Enkelkinder wieder neue Entdeckungen zu genießen bekommen. Es wäre

schade um unsere Nachfahren, wenn alle biologisch und rassensociologisch entscheidenden Entdeckungen von der jetzigen Zeitepoche gemacht würden.

Daß Klima, Ernährungsweise und der dadurch bedingte sozusagen seelische Dunstkreis den Menschen, sein Fühlen und Denken beherrschen, läßt sich u. a. auch aus Hermann Keyserlings „Reisetagebuch eines Philosophen“ beweisen. Er sagt dort, daß er nach kurzem Aufenthalt auf Ceylon effektiv ein ganz anderer Mensch gewesen sei, als zuvor. Umgekehrt sind auf der Wembley-Ausstellung in London gewisse Jafirtumstücker, die auf indischem Boden mühelos gingen, kläglich mißlungen. Die geistige Konzentrationskraft des betreffenden Jafirts war nicht mehr dieselbe, und die Macht der Autosuggestion bei den Zuschauern, die bekanntlich bei derartigen Vorführungen eine große Rolle spielt, versagte. Zwanzig Europäer, z. T. Angehörige gelehrter Berufe und höhere Militärs, haben i. Zt. nach einer Vorführung auf indischem Boden schriftlich bestätigt, sie hätten gesehen, wie der Jafir oder Yogi das Seil in die Luft geworfen habe und an diesem Seil emporgellettert sei. Die photographische Aufnahme zeigte lediglich folgendes Bild: Der Jafir stand da, murmelte und machte ganz bestimmte Bewegungen, die anwesenden Europäer schauten ihm fasziniert zu. Die Suggestion, die von den Worten und den Bewegungen des Jafirts ausging, und die Autosuggestion der Zuschauer waren also so stark,

daß sie felsenfest glaubten, etwas zu sehen, was gar nicht vorhanden war. In Europa wäre ein solches Experiment wohl von vornherein unmöglich.

Von jeher hat das Land des Jafirtums und der Yoga-Lehre auf uns Europäer einen geheimnisvollen Anreiz ausgeübt. Es war eine fremde Welt, nicht nur geographisch, sondern noch vielmehr geistig und seelisch, die uns da gegenübertrat. Das Land der Wunder! Und doch würden wir diese Wunder recht bald verstehen lernen, wenn wir die Kraft und Befähigung besäßen, uns selbst zu Indern zu machen. Ob das einem Europäer so ganz ohne weitere Voraussetzungen gelingen könnte, ist fraglich. Wahrscheinlich gehörte doch immerhin eine größere Anzahl von Generationen dazu, um aus Europäern solche indischen Menschen zu züchten. Aber, was wir faktisch nicht können, vermögen wir mit Hilfe der Phantasie und mit Hilfe von Lehrbüchern oder mündlichen Anweisungen.

Wer ein Buch über die Yogalehre gelesen hat und genügend Phantasie besitzt, wird gerne zugeben, daß jene Wundertaten der Yogi (hinduistisch) oder Jafire (mohamedanisch) keineswegs unwahrscheinlich sind, vorausgesetzt, daß man alle Bedingungen hinsichtlich der Lebensweise und körperlichen, wie seelischen Vorbereitung erfüllt, wie sie die Lehre vorschreibt. Und wer psychiatrisch geschult ist — von ausschlaggebender Bedeutung ist hier die Erforschung der Hysterie gewesen —, der wird

<sup>\*)</sup> „Tagebücher des Henri de Catt“, übersetzt von Clara Herx, herausg. v. Georg Heise, Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam.

# Badische Heimat

von Hermann Cris Basse, Freiburg i. B.

„Heimat, o Heimat, du Urquell du aller tiefsten und heiligsten Mächte! Alle belebenden Kräfte des Seins quillen herauf durch deine Schächte. Du bist uns Freude, du bist uns Schwert, du erst machst uns das Leben wert!“

Ewig jung ist die Heimat und ewig reich, ihr schenker Vorn fließt allen. In einer Zeit, da sich alle äußeren Werte so oft wandeln, ist die Heimat als kostbarer Besitz stetig der Ruhepunkt in der Flucht der Erscheinungen. Was sinnfällig ist, muß durch vertiefte Schau erstehen und auch, was im Verborgenen ruht. Das Ergebnis ist Erkennen, daß der Güter Höchstes vererbtes und erarbeitetes Heimatgut bleibt, das bodenständig wurzelt, wächst und Aste breitet in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Im Wissen um dieses Gut liegt die gesunde, geistige Kraft des Volkes, denn jede echte, eingelebte Kultur beruht darauf, daß die Menschen bewußtes Verständnis für ihre nächste Umgebung, ihre Geschichte, ihre unmittelbaren und mittelbaren Denkmäler, ihre alten und neuen staatlichen Einrichtungen, ihre Wirtschaftsformen, ihre Eigenheit, Lebensgewohnheit, Sitte und Brauch, kurz für ihr ganzes Volkstum haben bis zu feinen feinsten Anfertigungen: Der Kunst.

Dieses natürliche Verständnis für die Heimat muß immer wieder einmal aufgeweckt, aufgefrischt, bereichert werden, zumal für manchen Menschen Zurückkehren in unserer Ahnen Tage in den Monden des Zusammenbruchs nicht Kraftentfaltung, sondern leicht Resignation und Gegenwartsflucht bringt. Allgemein aber ist in Zeiten tiefer Erniedrigung immer ein bewußteres Schauen des Einzelnen über den Mutterboden gegangen, in Zeiten, da man voll bitterer Sorge sein mußte, die heimatischen Gefilde von Feindeshorden überbraut zu sehen. In der brennenden Wängnis steht alle Kostbarkeit und Schönheit unseres Heimatlandes vor uns und ein Gelöbnis steigt wie ein Gebet aus dem Herzen:

„Ich bin geboren deutsch zu fühlen,  
Bin ganz auf deutsches Denken eingestellt!  
Erst kommt mein Volk, dann all die andern vielen,  
erst meine Heimat, dann die Welt.“

Heimat ist neutraler Boden, aller Konfessionsstreit, jeglicher Parteibader und Zank ist restlos ausgeschaltet und muß es sein. Hier finden sich Bauer und Bürger, Arbeiter und Fabrikherr, ob reich oder arm, ob hoch oder nieder: Alle eint die Heimatliebe, denn sie wirkt in allen. Den meisten Menschen fehlt jedoch die fruchtbarbare Betätigung dieser Liebe, die schläft, wenn sie nicht gegiebt wird. Nur aus der Bewegung wächst die Kraft, darum müssen alle erfaßt, mitgerissen werden, Heimatgut zu erforschen, zu hüten und zu bereichern. Klare Schau über's Land, selbsttätige Arbeit, Wille zu den idealen Aufgaben auch, welche die Zukunft uns stellen wird.

Die Heimatbewegung dringt gegenwärtig durch, alle Gänge unseres Vaterlandes betätigen sich in Schutz und Pflege, alle sind mitgerissen im Strom kraftvoller natürlicher Liebe zu Stamm und Land.

Heimatkunde, Heimatforschung, Heimatpflege und nicht zuletzt Heimatliebe zu verbreitern und zu vertiefen, getragen durch die Mitarbeit aller Stände im Lande ohne Rang- und Altersunterschied, sich einzusetzen für Heimat- und Naturschutz, für Denkmalspflege, Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung, für Dichtung, bildende Kunst und Musik auch, das sind die vielverzweigten Gebiete, die mannigfaltigen Aufgaben, die sich in Baden der Landesverein Badische Heimat gesteckt hat:

alle diese Dinge noch viel besser begreifen. Denn auch dem Sympathischen gelingt oft das selbe Wunder, welches den Faktoren gelingt.

Kürzlich sind zwei Werke erschienen, die beide trefflich geeignet sind, uns mit der Gedankenwelt Indiens und dem schönsten Ausdruck dieser Gedankenwelt, der indischen Kunst, vertraut zu machen. Das eine ist das Buch „Juana Yoga“ von Swami Vivekananda (Verlag Max Seyfert, Heilbronn). Es ist eine durchaus verständlich geschriebene, aber nicht ganz leicht zu lesende Einführung in die Gedankenwelt Indiens, jedem zu empfehlen, der einen wirklichen Einblick in diese Welt zu tun wünscht.

Das andere Werk bezieht sich „Grundzüge der indischen Kunst“ von St. Kramrich-Kalkutta (Wolant-Verlag, Sellaue bei Dresden). Mit Recht nennt der Verfasser sein Buch eine „erste, grundlegende Einführung in die indische Kunst“. Denn ihm kam es nicht darauf an, Einzelzüge dieser Kunst oder ihre chronologische Entwicklung darzustellen, sondern uns die Gesamtphysiognomie dieser Kunst vorzuführen, um so einen Standpunkt zu gewinnen, der es uns ermöglicht, den Reiz und die Besonderheiten der verschiedenen indischen Seh- und Darstellungsarten zu erkennen. Kulturgeschichte vermag sich hier also mit Kunstgeschichte, ja wird stellenweise geradezu zu ihrer Basis. Es ist klar, daß dabei die Gedankenwelt Indiens, die Eigenart indischer Fühlens und Empfindens, besonders gründlich betrachtet werden muß. Und das hat Kramrich mit Erfolg getan. So ist ein überaus reichhaltiges Werk entstanden, das auch noch um deswillen Beachtung verdient, weil es größtenteils bisher unveröffentlichte Abbildungen enthält. Das Abbildungsmaterial ist recht umfangreich, die Reproduktionstechnik

ist lebendige Idee der Heimatbewegung und Kurze, ist praktische Arbeit zur Bekämpfung, durch Gutachten und Beratung, durch das Mittel der Gegenüberstellung von Beispiel und Gegenbeispiel, wobei der Vergleich anschaulich das in's Licht rückt, worauf es ankommt;

ist Zweck und Ziel des Heimatbüchertums, das unser verstorbener Prof. Dr. M. Ringenoth 1914 in vorbildlicher Weise begründet hat.

Der Heimatbewegung nützt kein lärmendes Schwatzen, kein schwärmerisch Verehren, kein Schlagwortwitz und keine Geistesakrobatik, nur Ehrlichkeit und Echtheit, die sachliche Lösung: Ehret und haltet, was ihr habt, baut weiter und freut euch daran! Das persönliche Interesse steckt im Goethe-Wort (Zyphigenie): Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt, der froh von ihren Taten, ihrer Größe den Hörer unterhält und still sich freuend an's Ende dieser schönen Reihe sich geschlossen sieht.“

Die stärksten Stützen dieser Ideale sind die Heimatzeitschriften und Heimatbücher, da sie Ergebnis, Erlebnis, Geschehnis der Vergangenheit und Gegenwart verankern und von lebendigem Einfluß im Werke dieses Schaffens sind. Sie müssen lebendig geschrieben sein, vom Geist der Heimat und ihrer Forscher durchpulst. Sie müssen die schlichte Sprache des Volkes reden, klare Muttersprache und dürfen die Stammes-Mundart nicht vermissen. Wir brauchen dazu offenes Auge, offenes Ohr und ein Herz auf dem rechten Fleck, das uns Heimatland und Heimatart überall erkennen und würdigen läßt und rastlose, uneigennütige Arbeitskräfte.

Unser Heimatbüchertum baut sich auf:

1) Die Zeitschrift „Mein Heimatland“ in volkstümlicher Ausgestaltung, die alles Wissenswerte aus dem ganzen Lande zusammenträgt.

2) Die Zeitschrift „Badische Heimat“ auf wissenschaftlicher Grundlage und gerade die als Jahresshefte erscheinenden Jahrgänge der Badischen Heimat (1921 Die Saar, 1922 Der Kraichgau, 1923 das Markgräflerland, 1924 Der Überlinger See) haben besondere Würdigung und frohe Aufnahme gefunden, weil darin ein unmissbarer Landestheil durch Land und Leute, in Kultur und Kunst behandelt ist, weil wertvolle Heimatbücher dadurch entstanden, denen weitere sich anschließen werden.

3) Die Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main“ sind eine Schriftenreihe, die zwanglos fortgesetzt und erweitert wird und die abgeschlossene Abhandlungen bringt über Kunst, Architektur, Literatur, Volks-, Natur- und Heimatkunde.

4) „Der Effhart Kalender“ endlich als Jahrbuch für das Badner Land hat sich als Hort bodenständigen Überlieferung in Nord und Süd, in Stadt und Land, eingebürgert.

Alle Veröffentlichungen sind reich, erläuternd und schmeichelnd, bebildet mit Strichzeichens- und Autotypien und neuerdings sind auch die ersten Versuche gelungen für die Wiedergabe farbiger Bildtafeln.

Wärrt man das bis heute herausgegebene Schrifttum des Landesvereins Badische Heimat durch, so staunt man über den Reichtum an wertvollem Stoff aus allen Gebieten. Der wissenschaftliche und der erhaltende Naturschutz kommt zu Wort und damit im Zusammenhang Naturschutzmalpflege. Für bedrohte Landschafts-, Städte- und Ortsbilder wird eingetreten, alte schöne Bauten wurden vor der Vernichtung bewahrt, häßliche Anwachse der Klamme beseitigt, die heimatische Bauweise fand Förderung und wie mancher Not- und Kampfruf galt der Erhaltung unserer geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Denkmäler. Flurnamen, Sagen, Kinderreime, Volkslieder werden gesammelt und von Fachgelehrten geordnet, für Sitten, Bräuche, Tracht und Volkstanz sind Bestrebungen im Gange und nicht zuletzt vermitteln gut ausgearbeitete Heimatmuseen unser Kulturgut anschaulich,

vorzüglich, wie denn überhaupt die Ausstattung des Buches an Vornehmheit kaum zu übertreffen ist. Ein Schriftenverzeichnis, ein Wortregister, ein Verzeichnis der Tafeln und deren Zeitfolge sind dem Ganzen als Anfang beigegeben. Die Abbildungen selbst werden jede besonders beschrieben.

Das Interesse an Indiens Wunderwelt geht meist Hand in Hand mit der Sehnsucht nach fremden Ländern überhaupt. Und namentlich uns Deutschen ist diese Sehnsucht eingeboren. So können ethnographische Schilderungen und Reisebeschreibungen oder in fernen Ländern spielende Romane immer auf die Anteilnahme unseres lesenden Publikums rechnen. Da war es nun eine recht glückliche Idee der Allgemeinen Verlagsanstalt in München, ein Unternehmen zu eröffnen, das unter dem Titel „Welten und Zeiten“ derartige Werke der Erzählerkunst publiziert. Die ersten Bände der Sammlung verraten großes Geschick in der Auswahl. Es sind Coopers über den Lederstrumpfgeschichten leider viel zu sehr in Vergessenheit geratener Indianerroman „Comanche“ oder die Veneinte von Wih-ton-Wih“ und Kapitän Marrhats Seeräuberroman „Der Kaperschiffer“. Beide Romane gehören zu dem Besten, was auf dem Gebiet der Abenteuerliteratur geschrieben wurde; auch als kulturhistorische Gemälde verdienen sie unsere Aufmerksamkeit. Leider ist aber die Bearbeitung unzulänglich. Natürlich soll an der altertümlichen Sprache zumal Coopers nichts geändert werden. Aber immerhin muß die Übersetzung doch noch in gutem Deutsch abgefaßt sein. Das ist hier leider nicht der Fall. Und auch die Kürzungen sind so gewaltig und abrupt erfolgt, daß gleichzeitig damit der Zusammenhang der Fabel selbst zerrissen

von den Siedlungen aus der Vorzeit, den Siedlern und ihren Lebensgewohnheiten reden die Beiträge, das ganze Badner Volk: Pfälzer, Franken, Alemannen wachern darin auf und tragen ihre Eigenart über die Scholle. Kirchen ragen mit gotischen und romantischen Türmen. Barockaltäre prunken, Stuckaturen und berühmte Gemälde. Alte Bauernschänke, Truben, Betten, Stuben erzählen von der schlichten Einfachheit werkschaffender, volkstümlicher Gestaltens. Schlösser träumten von ehemaligen Festen in weiten Sälen, wo sich rokozierlich und heiter die Nymphen biegen. Aus Wappen, Briefen, Siegeln, Lebensbriefen und Urkunden strömt der Duft ritterlicher oder herrschaftlicher Zeitläufe. Häuser und Türen, Wegkreuze, Brücken und Brunnen werden festgehalten. Dichter kommen zu Wort, Söhne der Heimat, die Maler und Bildhauer zeigen ihre Schöpfungen, auch die Musiker sollen in Zukunft ein williges Ohr finden.

Das Erleben aber am Urquell der Heimat spannt Brücken über die Gegenjäre der Klassen und Parteien, aus dem Aufbau und der Befundung der Heimatgute muß die des großen deutschen Heimatlandes kommen. Letzten Endes gilt alle Arbeit an den Aufgaben des Landesvereins dem Wohle des badischen Landes, des badischen Volkes, des badischen Staates!

## Bücheranzeigen

Oskar Blum: Trümmersfeld Europa. Mit zahlreichen Illustrationen. (Gebunden 7 Goldmark, Franz Schneider Verlag, Berlin.) — Dieses Buch, das in seiner ungeheuren Sprache etwas von Bedenklichem Geiste hat, spricht vor seiner Wahrheit zurück, mag sie noch so ungemütlich sein. Ein scheinbar negatives Buch, aus dessen Härte doch eine prächtige Sicherheit aufsteigt. Unbetri von dem Gesicht der heutigen Welt werden Entwidlungslinien gezogen. Doch kein Mund hat bis heute mit solcher Überzeugungskraft die Theorie ausgeführt, die unwiderleglich ist, daß für die Zukunft eines Volkes nur seine inneren Kräfte maßgebend sind, daß äußere Anbebelung ein Volk mit wachen Kräften ebensowenig niederhalten kann, wie Erfolge äußerlicher Art seiner Nation auf die Dauer neue Lebenskräfte verschaffen, sobald seine Gewebe morisch sind. Große Schlaglichter fallen auf unsere Zeit. Um so lebendiger, als das Material aus allen Ländern zusammengetragen ist und Parallelen zieht von Deutschland zu England, Frankreich, Rußland, Italien, Spanien. Selten ist wohl bei der Beurteilung der Kultur Europas mit solcher Unbefangenheit in die Auswüchse der Zeit gegriffen worden. Wunders Bildermaterial ist ein Materialkabinett von Kulturzeuclen, aber nur auf diese Weise ist Klarheit zu finden, nur wer ohne Brüderie das Wissen baut, wird klare Luft schaffen. Das Buch ist ein Ungeheuer, aber ein erquickendes.

Die sechs Bücher der Kunst. Herausgeber Universitätsprof. Dr. M. G. Brindmann-Kuhn, IV. Buch: Die Kunst der Renaissance von Universitätsprof. Dr. Konrad Eberhard Jürgel (Verlagsanstalt Athenäum, Berlin-Neubabelsberg). — Diese wohlfeile Weltanschauung bildet nichts geringeres als den Anfang eines völlig neuen Typus der kunstgeschichtlichen Darstellung: die kulturwissenschaftlich eingestellte vergleichende Kunstgeschichte. Die Forderung unserer Zeit nach klarem Überblick u. Erkenntnis des Wesentlichen wird hier erfüllt. Wie überaus fruchtbar dieser negative, Leitgedanke ist, beweist wieder der Band über die Renaissance. Eine der genialsten Kunstepochen aller Zeiten wird hier in einem klaren, präzisen Gesamtbild zusammengefaßt. Text und reiche Abbildungen entrollen die Kraft und Fülle, die Renaissance und Tiefe der Empfindung des Nordens (van Dyck, Dürer, Grünewald, Holbein) und die sinnliche Schönheit, Pracht, Leidenschaft und Menschlichkeit des Südens (Leonardo, Raffael, Michelangelo, Tizian). Dadurch, daß sicher das Kunstschaffen in ganz Europa überblickt, mit den Gegenjären von Norden und Süden, offenbart sich die unvergleichliche Schöpferkraft und Reifezeit der Epoche.

Ottlie von Goethe: Erlebnisse und Gedanknisse. Herausgegeben von Professor Dr. G. H. Gomben. (Mit 9 Abbildungen, Minckhardt & Biermann, Verlag, Leipzig.) — Unter allen Frauentypen, die Goethes Lebensweg kreuzten, läßt sich keine mit der vergleichen, auf die der letzte Blick des sterbenden Olympiers fiel: Ottlie, seine Schwiegermutter. Das Urteil über diese schwant hiu und her — ihr Leben, unruhig genug, war Liebe, Liebe —. Dieses Buch behandelt ihren Lebensroman nach Goethes Tode, Briefe, die sich zu einem Lebensbild zusammenschließen, das nach Inhalt und Form mit mancher Dichtung in Wettbewerb treten darf.

wurde. Gerade, wer dieses Unternehmen mit Freude begrüßt und Gutes von ihm erhofft, wird vor einer offenen Kritik jener Mängel nicht zurückweichen.

Einer der glänzendsten französischen Reisebeschreiber ist Pierre Loti. „Die letzten Tage von Peking“, so sind seine ethnographisch so aufschlußreichen und stilistisch so amüsannten Reisebeschreibungen betitelt, die sich mit dem Reich der Mitte beschäftigen. In einer ausgezeichneten Übersetzung von Friedrich von Dypeln-Bronikowski legt sie uns der Verlag Raul Alex in Dresden vor. 16 Bilder beleben die fesselnde Lesart.

Carl Sternheim hat in dem Verlag „Die Schmiede“ in Berlin ein biographisch und kunstästhetisch interessantes Buch erscheinen lassen, das unter dem Titel „Gauguin und van Gogh“ einen Lichtschimmer fallen läßt auf die eigenartige Seelenfassung dieser beiden großen Maler, von denen der erstere, Gauguin, nach Tahiti zog, um dort seine Sehnsucht nach dem Exotischen zu befriedigen. Das wertvolle Buch ist mit musterhafter Grafikheit gedruckt.

Willy Seidel lebt mit seiner Phantasie gleichfalls in den Regionen einer geographisch andersgearteten bewo. überhimmlischen Welt. Sein neuestes Werk ist eine in ihrer Art klassische Novelle, betitelt „Das älteste Ding der Welt“. Sie wäre eines Poe und E. T. A. Hoffmann würdig. Und zu dieser Schöpfung einer aufwühlenden Phantasie hat kein geringerer als Alfred Kubin 26 Zeichnungen beigezeichnet, die der Verehrer seiner Kunst als Köstlichkeiten aufheben wird. Das Buch (in großem Format) erschien im Minjartion-Verlag in München in einer Aufmachung, die es auch sonst zu einer bibliophilen Erlesenheit macht.